



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Caritasblüten aus der Mission 1934

12 (1934)

Caritasblüten

Nr. 12

1934



BK

V. GER P.

Unbefleckte, Gnadenvolle,
Schönste aller Frauen,
Laß auf deine Mutterhilfe
Immerfort uns bauen!

Sieh wie auf dem Weltenmeere
Sich die Wogen türmen.
Sei uns Mutter, Helferin
In des Lebens Stürmen!

Wenn jemand eine Reise tut von Schw. Aquilina, Triashill

Im Mai erwarteten wir eine Hilfe für die Schule, eine junge Schwester vom Mutterhause Heilig Blut. Da zu gleicher Zeit einige Schwestern nach Natal fuhren, so hatte sie Reisebegleitung bis dahin. Von da mußte sie allein weiter fahren bis zur Hafensstadt Beira, wo ich sie abholen wollte. Die „Wangoni“ sollte Montag, 22. Mai, in Beira ankommen, somit nahm ich den Sonntagszug von Rufapi aus.

Daß es Sonntag war, sah ich bald an der Bahn. Alles war totenstill, während sonst Weiß und Schwarz im bunten Treiben durcheinander rennt. Schon sollte der Zug einlaufen, aber kein Stationsvorsteher war da, um Billete auszugeben. Wie das Dampfroß ächzend herankam, stieg ich eben ohne Billet ein. Gleich kam auch der Schaffner und sein schwarzer Gehilfe, um meinen Koffer in Empfang zu nehmen und mir einen Platz anzuweisen, ein halbes Abteil für mich allein. Bekanntlich sind die Engländer Ordensschwestern gegenüber sehr entgegenkommend und taktvoll.

Als ich mir meinen Platz anschaute, fand ich ihn doch nicht so angenehm, weil ich rückwärts fahren mußte. Der Schaffner meinte, ich könne ruhig einen andern Platz nehmen, so lange er selbst am Zuge sei.

Nun verlangte er mein Billet zu sehen. Ich gab ihm den Schein für Preisermäßigung, weil mir als Lehrerin halbe Fahrt zustand. In seinen Akten aber war nichts zu finden. So mußte ich einige Stationen warten bis zu einer größeren Haltestelle, wo er mir das Billet besorgte.

Obwohl der Zug durch herrliche Berge und Landschaften fuhr, so gab es doch für mich nicht viel Neues zu sehen. Deshalb zog ich vor, in der Zeit, da ich allein war, meine Gebete zu verrichten.

Etwa zehn Meilen vor Umtali, der Grenzstation zwischen englischen und portugiesischem Gebiet, kam der Schaffner und sagte: „Gehen Sie bitte jetzt in das Abteil, wo ihr Name angeschlagen ist; denn wir verlassen jetzt den Zug; der neue Schaffner wird Sie gewiß hier mit andern Passagieren zusammen setzen, und Sie ziehen doch wohl vor, die Nacht allein zu sein.“

Selbstverständlich nahm ich seinen Rat dankend an, und meinen Koffer als Sitz benutzend, ging es auf Umtali zu. Hier hatte der Zug $1\frac{3}{4}$ Stunden Aufenthalt, um mit dem Personal, welches mit dem Zuge von Beira eintraf, zu wechseln.

Als bald kam auch ein Zollbeamter, der aber ohne viele Schwierigkeiten seinen Stempel auf den Koffer klebte und abzog.

Es war halb sechs Uhr abends, als ich in Umtali ankam, und ich war froh, als es um sieben ein viertel Uhr weiter ging.

Noch war ich keine zehn Meilen gefahren, als auch schon der portugiesische Schaffner sich vorstellte und mich also auf-forderte: „Schwester, Siwerden wohl dies Abteil verlassen und sich zu anderen Passagieren setzen müssen.“ Auf meine Frage, aus welchem Grunde, meinte er: „Sie denken doch wohl nicht, daß Sie dies Abteil allein behalten können, ich erwarte doch mehr Leute.“

„Nun ja,“ sagte ich kurz, „wo erwarten Sie dieselben? Falls Sie keinen Platz haben, bin ich ja bereit, das Abteil mit ändern zu teilen.“ Villa Pery, wo die Passagiere zu erwarten waren, ist aber achtzig Meilen von Umtali entfernt. Somit hatte ich noch Zeit, mich anders anzurichten, und ich beschloß, mich erst einmal ein paar Stunden schlafen zu legen.

Doch da hämmerte schon wieder jemand an der Tür. „Haben Sie zollpflichtige Sachen?“ „Nein, ist ja schon nachgesehen.“ „Wo, wie, was haben Sie, ich muß es sehen.“ Nun ja, zu dem Stempel kam jetzt noch eine Kreidemarke hinzu, und nun hoffte ich, doch Ruhe zu haben, und löschte das Licht aus. Aber kaum waren zehn Minuten vergangen, als wieder so ein Zoll-beamter daherkam, diesmal mit einer langen Liste, auf welcher man alles verzeichnen sollte, was man etwa an zollpflichtigen Gegenständen bei sich trüge. Ich weigerte mich, etwas anzu-merken und sagte dem Diener des Gesetzes, ich reise nur nach Beira, um eine Schwester abzuholen, und würde gleich nach Rhodesia zurückfahren, habe also nur Sachen für persönliche Bedürfnisse.

Nun war die Zeit schon ziemlich vorangeschritten. Falls wirklich in Villa Pery Passagiere hereinkommen würden, war es wohl das beste, sich gemütlich in eine Ecke zu setzen. Um 11½ Uhr kam die Station in Sicht, die im Gegensatz zu den kleinen Haltestellen tageshell beleuchtet war. Reisende sah ich nicht und so blieb ich denn wieder allein. Leider mußte ich nun die schönste Strecke der Reise in finstrier Nacht machen und konnte weder die herrlichen Urwälder Amatongas noch die prachtvollen Palmen sehen.

Um 4¼ Uhr passierten wir den großen Pungwe-Fluß, mit der Station Ponte de Pungwe, aber es war noch zu dunkel, um die herrliche Vegetation an dem Flusse bewundern zu können.

Nun waren wir noch vierzig Meilen von Beira, der großen Hafenstadt von „Portugise East Africa“, entfernt, und man merkte, daß man in eine ganz andere Welt kam. Sie lag 6000 Fuß niedriger als unsere Mission, Triashill. Der feuchte Nebel des Morgens verkündete die Nähe der See. Prachtvolle Palmbäume, besonders Fächerpalmen, wurden immer häu-

figer. Kraale oder europäische Ansiedlungen waren keine zu sehen, wahrscheinlich wegen des mörderischen Klimas und auch wegen der Tsetse-Fliege, durch welche man kein Rindvieh halten kann. Erst einige Meilen vor Beira hören die Urwälder auf, und man sieht große Weiden. Je näher man aber der Stadt kommt, desto mehr Sand zeigt sich dem Auge, Sand und nur Sand. Nur die Kokospalmen fehlen fast bei keinem Hause. Die Früchte sitzen dichtgedrängt um den schlanken Stamm, in einer Höhe von 15 bis 25 Fuß, und sind mit einer Krone Palmenblätter überschattet. Sieben Uhr früh lief der Zug in Beira ein, und bald sah ich die weißen Schleier zweier Franziskanerinnen, die gekommen waren, mich in Empfang zu nehmen. Von diesen erfuhr ich, daß die Wangoni in einer halben Stunde einfahren würde, und so gingen wir gleich zum Hafen.

Spiegelglatt dehnte sich das Meer vor uns aus, ein herrlicher Anblick. Mehrere Schiffe und Boote lagen bereits im Hafen, und von weitem sah man die deutsche Wangoni auf ihr Ziel lossteuern. Bald wurde der Klang der Musikkapelle vernehmbar, und an Bord standen schon die Lotsen, um beim Ankern behilflich zu sein.

Alles ging auf Kommando, die Anker rasselten, die schweren Schiffseile wurden befestigt und die Schiffsbrücke gelöst. Raum war dieselbe angelegt, als vom Land alles hinauffströmte.

Wir schlossen uns an. Da ich aber keine Schwester auf Deck sah, fragte ich den ersten Matrosen in Deutsch, ob keine Schwester an Bord sei. Dieser schien, infolge der unerwarteten Anrede, wie aus den Wolken gefallen, so daß er meine Frage nicht verstand. Ein Nebestehender meinte lachend: „Ja, sie wird noch in der Kabine sein.“

Während ich die Treppe hinunterschaue, fühle ich mich plötzlich von rückwärts erfaßt, und wie ich mich höchst erstaunt umschaute, sah ich eine Missionsärztin, welche einige Zeit in der Mission bei uns tätig gewesen war. Sie freute sich sichtlich, mich so überrumpelt zu haben.

Bald konnte ich die so sehnlichst erwartete Schwester begrüßen, und mit innigem Dank gegen Gott für die glückliche Schifffahrt begaben wir uns zum Landungsplaz. Einer der Matrosen verwandte sich für die Schwester beim Kapitän, und so durften wir vor den andern Passagieren das Schiff verlassen.

Wir gingen nun zuerst zum Konvent der Franziskanerinnen, um Frühstück zu nehmen. Dann begleiteten uns wieder zwei Schwestern zum Zollamt und Einwanderungsbüro, dann zum Agenten. Endlich waren alle Pässe in Ordnung. Abends sechs Uhr verließ der Zug Beira wieder, und nun ging es zurück nach Rhodesia.

Wie wir einige Meilen gefahren waren, kam der Schaffner

herein und verlangte die Pässe. Alles in Ordnung. Dann forderte er die Billets. Angeschaut, geknipst und fort. Nach kaum fünf Minuten kam er zurück: „Dürfte ich nochmal Ihr Billet sehen?“ Wie ich es ihm zeigte, machte er eine Miene wie ein Scharfrichter und sagte: „Sie fahren auf einem falschen Billet.“ Die Sache kam mir lächerlich vor, und ich fragte ganz trocken: „Wieso?“ „Sie haben ein Rhodesian-Concession-Billet, dasselbe ist aber erst nach einer Woche gültig.“

„Und was für ein Unterschied besteht denn darin, wenn ich heute mit der Bahn fahre oder nächste Woche?“ „Einfach Gesetz“, war die Antwort. „Sie haben sich ein anderes Billet zu lösen.“

„Aber wovon? Wenn es aber sein muß, werde ich mich an das Rhodesianische Departement wenden.“

„Ich vermute, Sie haben kein Geld.“

„Das stimmt, soviel Geld habe ich nicht bei mir. Was wollen Sie denn jetzt mit mir machen? Sie werden mich doch wohl nicht in der Nacht hinaussetzen wollen?“ Meine Begleiterin zitterte vor Herzklopfen.

„Nein, ich kann Sie nicht aussetzen, Sie können im Zug bleiben bis morgen früh, aber Ihr Billet behalte ich“, war die lakonische Antwort. „Ganz recht so, gute Nacht“, und der Schaffner verschwand.

Meine liebe Mitschwester meinte ängstlich: „Was wird das wohl morgen geben?“ „O“, sagte ich, „nur keine Bange; denn sollte man mich wirklich zwingen, die Fahrt zu bezahlen, so werde ich das Geld später schon zurückerhalten.“

Eben wollten wir uns nach dem Schrecken für die Nacht einrichten, da kommt schon wieder ein Gerappel. Es war wieder derselbe Schaffner. Was wollte er nur? „Da haben sie Ihr Billet wieder. Sie haben es ja in Rhodesia gelöst, da soll Rhodesia die Sache regeln, denn dann geht mich dieselbe nichts an.“ Mit dem Gedanken: „Warum hat man das nicht eher gewußt“, steckte ich mein Billet ein. Ohne Störung fuhren wir die ganze Nacht bis zur Zollstation vor Umtali. Diesmal wurden nicht viel Umstände gemacht, da es nach Rhodesia ging.

Wie in Umtali das Personal gewechselt wurde, kam der frühere Schaffner gleich zu uns herein und fragte lächelnd: „Haben Sie die Bahn heute betrogen? Nur keine Sorgen!“ Gewiß hatte der andere Beamte ihm schon die Sache erzählt und in ein schlimmes Licht gestellt.

Wie er bald darauf kam, uns eine Tasse Kaffee hereinbringend, lachte meine Begleiterin erleichtert auf, froh, daß alles so gut verlaufen war.

Um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr waren wir in Umtali angekommen, gegen 11 $\frac{1}{2}$ Uhr lief der Zug in Rusapi ein, wo wir den Superior der Monte-Cassino-Mission trafen. Er fuhr mit seinem Auto

nach der letzten Bahnstation Macheke, wo er vor dem Zug ankam, um uns zur Mission zu bringen.

Wie ich am Donnerstag schon wieder in Triashill ankam, glaubte man, ich sei gar nicht nach Beira gewesen.

Eine Reise, die früher mit Ochsenwagen über Stock und Stein, über Berg und Tal, zwei Monate und noch länger dauerte, kann jetzt in zwei bis drei Tagen zurückgelegt werden.

Wir können noch viele Helfer und Helferinnen in der Mission gebrauchen, und ich würde mich freuen, ein anderes Mal ein halbes Duzend Schwestern abholen zu dürfen für das Sonnenland Rhodesia.

✽

Wenn wir bau'n

Herr, wenn wir Städte bau'n aus Nichtigkeiten
Und geh'n dir weit und fremd und stolz vorbei
Und leben ganz, als ob für Ewigkeiten
Der flücht'ge Atem uns gegeben sei:

Dann lächelst du, ein Lächeln mild und leise,
Denn du kannst warten, bis wir müde sind,
Ganz müde von der unruhvollen Reise
Und heimverlangend, gläubig wie ein Kind!

✽

Aus dem Mutterhaus

Am 23. November nahm der deutsche Dampfer „Njassa“ acht junge Missionarinnen auf. Schwester M. Raymunda Hector und Schwester M. Benita Bonnesatz verlassen ihn am Kap der guten Hoffnung in Kapstadt; von dort aus geht es per Bahn nach Bulawayo und dann noch weiter landeinwärts zu einer Neugründung am Zambesi, wovon wir unsern lieben Lesern früher schon bereits einiges mitteilten. Schwester M. Protasia Fick, Schwester Irenata Hütten, Schwester M. Valeris Faulhaber und Schwester M. Bertilla Kempe landen an der Ostküste in Durban, um sich von da aus nach Mariannahill zu begeben. In diesem großen Missionsreich finden sie Arbeit in Hülle und Fülle. Schwester M. Ermenfrieda Reichertz und Schwester M. Dietlinda Faulhaber sind die letzten zwei, welche erst in Lourenco-Marques das Schiff verlassen. Unsere dortigen Schwestern warten schon mit Sehnsucht auf diese beiden jugendlichen Mitarbeiterinnen.

Wir wünschen allen eine glückliche Fahrt, besonders aber ein recht segensreiches und fruchtbares Wirken zur Ehre Gottes und zur Ausbreitung seines Reiches!



Sitzend von links nach rechts: Schw. M. Ermenfrieda Reichertz, Schw. M. Valeris Faulhaber, Schw. M. Berthilla Kempe, Schw. M. Dietlinda Faulhaber, Schw. M. Verita Bonnesäß.
Stehend von links nach rechts: Schw. M. Protajia Fick, Schw. M. Srenata Mitten. Stehend von links nach rechts: Schw. M.

Allerlei Nachrichten aus der Mission

Mariannahill

Eine Missionsfahrt in heidnisches Gebiet

Einer der hochw. Pater Missionare machte wiederum den monatlichen Ausflug nach Mopela, einer entlegenen Missionsfiliale. Es war Sonntag. Gegen 5 Uhr früh kommunizierten der Bruder Treiber und die zwei Schwestern, welche diesmal mitfuhren, in der St.-Josephs-Kirche. Nach der Danksagung nahm man noch rasch ein paar Schluck warmen Kaffee ohne weiteren Imbiß und fort ging es.

Der Bruder Prokurator des hochw. Herrn Bischofs fuhr den hochw. Pater Missionar und die Schwestern (Schwester Genovesa, Sakristanin von der St.-Josephs-Kirche, und Schwester Germana). Zunächst ging die rasche Autofahrt in der Richtung nach Einsiedeln und bog dann seitwärts ab. Nach zirka 2—3-stündiger Fahrt erreichte man Mopela.

Mopela hat einen Katecheten und eine Tageschule. Die Schule ist ein ziemlich geräumiges Blechhaus, d. h. ein Lattengestell mit Blechwänden und Blechdach ohne jede Verschalung. Wenn der hochw. Pater Missionar kommt, dient dieser Raum als Kapelle. Schulbänke sind hier noch unbekannt. Überall herrscht die größte Armut; Mutter Erde bildet den Fußboden. Eine Kiste dient als Altar. Der Katechet hat Feldblumen gesucht und diese in ein paar Gläser zur Zierde auf den Notaltar gestellt. Das alte, großblumige Netzgewand paßte gut zu der Umgebung. Es brachte ein wenig Abwechslung.

War auch alles recht arm, etwas Liebes fand der göttliche Heiland doch: „gutwillige Herzen“. In dieser weltfremden Gegend sind die Leute noch so schlicht und einfach, „kindlich“ möchte man sagen. Obgleich erst wenig Christen sind, war doch das Benehmen der guten Leute beim Gottesdienst sehr erbaulich. Das Betragen der Kinder bei der heiligen Messe ließ kaum zu wünschen übrig, obwohl die Lehrer abwesend waren, da sie Sonntags in ihre Heimat gehen.

Als das Missionsauto eintraf, waren anfangs nur wenige Leute dort, doch bald kamen sie von allen Richtungen und der hochw. Pater Missionar hatte seines Amtes im Beichtstuhl — der freilich sehr primitiv war — zu walten.

Bei der heiligen Messe war das Blechhaus gedrängt voll. Ein paar Hundert werden es gewesen sein. Sie sangen in Zulu recht erbaulich, 30—40 nahten sich dem Tisch des Herrn. „Eine“ kleine heilige Hostie aber hielt der Priester im Ciborium zurück, um damit nach der Predigt den sakramentalen Segen zu spenden. Zum feierlichen Segen in der Monstranz fehlt eben alles. Zum Schluß nahte sich noch ein Kommunikant. Es war

der Katechet, der als letzter die Ehre hatte, die im Ciborium zurückgebliebene kleine heilige Hostie zu empfangen.

Nach dem Gottesdienst meldete sich der Appetit. Die Schwestern hatten Vorsorge getroffen. Gute Leute hatten ein Huhn gebracht. Rechtzeitig hatten die Schwestern unter dem dreibeinigen Topf Feuer gemacht, um Suppe zu kochen. Kartoffeln hatten sie auch und das unentbehrliche Salz, Brot war im Proviantkorb. Das einfache Frühstücks- und Mittagmahl mundete allen vortrefflich.

Nach der Stärkung drängte man zur Heimfahrt, sollte doch das Auto in Mariannahill noch einen Pater Missionar von einer Nebenfiliale holen. Auf dem Heimweg hielt es noch an einem Kraal. Ein schwerkranker Mann war vom Katecheten getauft worden und der hochw. Pater Missionar holte die Taufzeremonien nach. Dann ging es in raschem Tempo nach Mariannahill, wo sie gegen 4 Uhr nachmittags anlangten.

Nun noch einmal nach Mopela. Die guten Leute dort waren diesmal sehr betrübt und klagten ihr Leid. Sie sollten in kurzem — sie wußten nicht wann — die Farm des Engländers, wo sie so lange gewohnt, verlassen. Ihre Hütten, ihre Felder, alles mußten sie zurücklassen und in der Lokation ihr Heim neu aufbauen, ohne zu wissen, ob sie auch ein genügend großes Feld bekommen würden. So verlangt es wohl ein neues Gesetz. Man suchte die Armen zu trösten und versprach, fleißig für sie zu beten. — Gelt, lieber Leser, liebe Leserin, du betest auch gerne ein paar Vaterunser oder Ave für diese Armen. Der liebe Gott wird es lohnen.

Schw. M. Th.

Walezo (Zansibar)

Erlebnisse im Armenhause

Simba war ein Kranker hier im Armenhause. Er war klein von Gestalt, hatte einen krummen Rücken und konnte nicht gehen. Dafür hatte er aber sehr kräftige Arme, war frech und kühn wie ein Löwe und trug nicht umsonst seinen Namen; denn Simba heißt „Löwe“. Auch war er ein großer Feind unserer Religion. Einmal verklagte er mich beim Arzt, indem er sagte: „Diese Schwester bringt die Kranken ums Leben, sobald sie etwas kränker werden; sie sagt etwas zu ihnen und schüttet dann etwas aus einer Flasche über den Kopf; dann sterben sie bald darauf.“ Dabei lachte er ganz höhnisch und sagte: „Mich wird sie nicht bekommen.“ Der Arzt wandte sich mir zu und lachte, sagte aber kein Wort darauf.

Von dieser Zeit an ging Simba nicht mehr ins Haus hinein, seine Lagerstätte hatte er des Nachts auf unserer Veranda auf hartem Steinboden und des Tages rutschte er, sich auf den Händen stützend, im Sand herum. Einmal sagte er zu mir: „Gib mir doch heute ein recht großes Lendentuch; denn niemals kann ich meine Wasserflasche und Tasse oder sonstige Sachen

mitnehmen. Mit Freude gewährte ich ihm diese Bitte. Es dauerte nicht lange, so riefen einige Kranke: „Schwester, komm und schaue, was Simba macht.“ Er hatte sich nur ein kleines Stück vom Lendentuch umgebunden und das andere schleppte er lange nach; an einen Zipfel war die Wasserflasche gebunden, an einer anderen Stelle ein Stück Brot, alles, was er nur hatte, wurde an dem Lendentuch befestigt. Wenn nun Simba rutschte, so kam die ganze Geschichte hinten nach. Wollte er ruhen, so diente alles als Kopfkissen und der andere Teil als Unterlage. Jetzt fühlte er sich glücklich und zufrieden. Nun kam die Regenzeit. Oft sagte ich zu ihm: „Gehe doch ins Haus hinein, du wirst sonst schwer krank werden.“ Aber er wollte nicht. Es dauerte nicht lange, so erfaßte ihn die rote Ruhr, und zwar so stark, daß an eine Besserung nicht zu denken war. Man trug ihn in ein Zimmer und empfahl die Rettung seiner Seele dem heiligen Vater Joseph. In den drei ersten Tagen verweigerte er alles hartnäckig; den vierten Tag war er wie umgewandelt, ließ sich taufen und am sechsten Tage, am Morgen, starb er friedlich.

*

Glücklich ist der, welcher sich zu helfen weiß, so dachte auch unser Faraji, ein anderer Kranker im Armenhause. Faraji war von seinen Verwandten und Freunden hinausgeworfen, niemand wollte ihn haben; denn man mußte ihn pflegen wie ein kleines Kind, weil er an Händen und Füßen gelähmt war. Eines Tages brachte ein Mann mir die Nachricht, daß Faraji halb verhungert in einem Feld läge, und bat mich, ihn zu holen. Ich dachte sofort an seine Seele; sogleich wurde hingeschickt und nach einer Stunde war der Verlassene an Ort und Stelle. Er war ganz steif und ausgehungert, in einer Matte eingewickelt und nicht fähig, ein Glied zu rühren, noch ein Wort zu sagen, nur mit seinen Augen schaute er mich dankbar an. Wir legten ihn auf ein Bett, wo er dann, nach einigen Wochen guter Pflege, anfang, Hände und Füße zu bewegen, doch gehen konnte er noch nicht, auch nichts mit den Händen fassen. Sein erster Nachbar hatte nur einige Wunden, ging daher öfters zu seinem Bruder in der Stadt und holte sich allerlei gute Sachen. Einmal brachte er einen Korb mit Datteln gefüllt; da es aber schon Abend war, als er sehr müde heimkam, sagte er: „Ich werde erst schlafen und nachher die Datteln essen.“ Unser Faraji war aber nicht müde, seine Augen wollten sich nicht schließen; er befaßte sich nur mit dem Gedanken: die Datteln von meinem Nachbar muß ich haben; denn für Datteln lebt und stirbt der Schwarze. Endlich, alles war zur Ruhe und unser Faraji rutschte ganz sachte von seiner Kitanda (Bett) herunter und legte sich der Länge nach auf den Boden. Alle seine Kräfte zusammenfassend, kam er glücklich zu den Datteln, doch was



Träger-Kolonne.

jezt machen? — Sie an seinem Platz zu essen, war nicht ratsam; denn man hätte ihn bald erwischt; das wußte er gut. Was nun tun? — Seine Hände waren noch zu schwach, den Korb zu tragen; doch der Held wußte sich zu helfen. Er nahm den ganzen Korb zwischen seine gesunden Zähne und rutschte ganz langsam damit zur Türe. Da angekommen, ließ er den Korb oben stehen und legte sich der Länge nach auf die Treppe, aß alle Datteln mit dem Mund aus dem Korb. Als der Korb leer war, war er satt und müde und schlief auf der Treppe ein.

Aber, Welch ein Schrecken am andern Morgen, als sein Nachbar die Datteln essen wollte! — Der Korb war nicht da und von allen Seiten kam die Nachricht: „Faraji liegt draußen auf der Treppe, der leere Dattelnkorb oben auf der Treppe, er ist der Dieb!“ Es ging sogleich mit Stöcken auf den armen Dieb los; er konnte sich nicht wehren und sagte daher ganz ruhig: „Schlagt mich nur, wenigstens habe ich mich einmal an Datteln satt gegessen.“ — Es wäre aber dem armen Schelm schlecht ergangen, wären wir ihm nicht zu Hilfe gekommen.

Jetzt ist Faraji gesund, braucht die Datteln nicht mehr zu stehlen, sondern geht oft zur Stadt und bringt sie selber. Körperlich ist Faraji geheilt, aber für die Heilung seiner Seele muß man noch beten; denn er ist Islam und will jetzt noch nichts hören von unserer Religion.

Freuet Euch im Herrn

Juble, Herz, der Freude Fülle
Harret dein, „der Herr ist nah!“
Wie ihn einst in Staubeshülle
Froh entzückt die Menschheit sah.

Juble, Herz, dein heißes Sehnen
Wird vom Himmel bald gestillt
Und die dunkle Nacht der Tränen
Wird mit Himmelslicht erfüllt.

Juble, Herz, und heb' die Blicke,
Sieh', schon glänzt der Morgenstern!
Und die unbesleckt Empfang'ne
Kündet dir den Tag des Herrn.

Juble, Herz, nicht sollst du seufzen
Mehr in Satans Sklaverei.
Sieh', es kommt der Fürst des Friedens,
Der die Völker machet frei.

Juble, Herz, „Gaudete semper“
Ruft dir uns're Kirche zu;
Nein, nicht länger sollst du weinen,
Friede dir und Heil und Ruh'!

Das Hexenkind vom Zululand

Aus dem Zaubererleben im Heidentum
von Schw. M. Engelberta, Missionschwester vom kostb. Blut

(Fortsetzung.)

Gehorsam trat der Knabe zur Mutter, die er abgöttisch liebte, und beide begaben sich in die runde Kraalhütte, welche stets reinlich und nett aufgeräumt war, denn keine kleinen Kinder machten hier Unordnung und selbst keine Kälber, Ziegen oder Hühner durften nach dem Gesetz der Zulu zu der von den amadhlozi (Vorahren) geachteten Frau herein.

Beide setzten sich am umsamo (hintere Abteilung der Hütte). Die Frau saß auf der Binsenmatte, der Sohn kniete vor ihr, demütig ihre Weisung erwartend.

Nomusa legte beide Hände auf den Krauskopf des Knaben. „Kisimusi,“ d. h. Weihnachtsfreude, „bist du doch gerade zu dieser Zeit geboren, — so nannte ich dich, und ich danke dir (eginyakubonga), du warst mir immer meine einzige Freude. Aber siehe, mutanami (mein Kind), jetzt müssen wir uns trennen, denn Blut, rotes Blut, so wie die Blüten des Kaktus sind, ist geflossen und wird noch weiter fließen bis hier zu unserer Hütte.

Du bist ein kluger, ein mutiger Knabe und von heute an darfst du kein Kind mehr sein — Du mußt handeln wie ein Mann, um dich selbst und Igolida zu retten. Fliehe, meine Kinder, fliehe von hier, weit fort und so schnell als euch die Füße tragen, — kommt nie mehr zurück, nie, — hörst du! Nokwasikonke wird euch beide töten, das weiß ich sicher.“

„Und du, Mutter,“ wagte der Sohn sie zu unterbrechen, „was soll mit dir geschehen? — Ich kann dich nicht verlassen, ich nehme dich überallhin, wo ich und Igolida gehe — komme mit uns — aber, Mutter, sage mir, wohin sollen wir fliehen?“

„Schon lange, mein Sohn, habe ich nachgedacht und gesucht und gesucht und zum Geiste meines Vaters gebetet und geopfert — er liebte mich doch so sehr, mich, seine Nomusa, die schönste seiner Töchter, nannte man mich doch die Perle seines Stammes, und war ich doch von königlicher Abkunft! Und 60 Ochsen, 10 schöne Pferde, Ziegen und Schafe hatte er für Nomusa die Gütige, die Vielumworbene bekommen von dem Vater des großen Elefanten, des berühmtesten aller Zauberer und Doktoren. — Aber nein, so sehr ich auch auf den itongo lika baba (d. h. Vater) hoffte — er hörte mich nicht. Nomusa weinte und der Knabe barg sein Antlitz in beide Hände; er konnte die Tränen der geliebten Mutter nicht sehen. Eine schmerzliche Pause war entstanden.

Nomusa raffte sich auf. Mit einem elfenbeinernen weißen

Schnupflösselchen warf sie die Tränen weg, indem sie mit dem Löffelchen in der rechten Hand die aus den Augen fließenden Tränen auffing und dann weit von sich schleuderte. „Kind, weißt du, was ich dann tat? Nein, du weißt es nicht — ich schaute hinauf zum Berge, wo uns die Hilfe kommt, hinauf zu Maria Leuchtturm, hinauf zu Maria der Mutter der Schmerzen, so wie mir Igolida heimlich von ihr soviel erzählt und gelehrt hat und ich setzte alle meine Hoffnung zu ihr.

Risimusi horchte freudig auf. „Erlaube Ma (Mutter), daß ich unterbreche, bist du, — du auch eine Christin? Ich meine eine im Herzen, so wie Igolida und ich bin?“ — „Mein Sohn, noch bin ich es nicht ganz — aber ich bin eine Gottesfucherin, weil mich eben meine Götter verlassen haben, so suchte ich Hilfe anderswo — das leuchtende Kirchturmkreuz hat auch mir ins Herz geleuchtet, und nun kommt das, was ich dir sagen wollte, mfana (Knabe) der Große, Große Nkulunkulu (Gott) hat mir Antwort gegeben. Ich weiß nun, daß mein Scheitel mit dem Wasser der Christen gebadet wird, bevor ich sterbe und daß ich auch dich, meinen Sohn, und Igolida, meinen Liebling nächst dir, dort oben im Himmel finden werde. Das zu wissen ist mir genug Trost, durch alle Leiden und Verfolgung bin ich ergeben; intando ka'Nkulunkulu sein Wille geschehe.

Aber nun, wir dürfen kein langes Geschwätz machen meinetwegen, Kind, ich muß dir jetzt mit Rat und Tat beistehen, um dich und Igolida in Sicherheit zu bringen. Da oben bei den weißen Prinzessinnen (amakosagana), so nennen wir Heiden die guten Schwestern, darf Igolida nicht bleiben, denn dir, meinem klugen, verschwiegenen Sohn, darf ich es anvertrauen, — die Heze hat im Sinn, besonders jetzt, weil dieser Mord geschehen ist, die arme Igolida an einem Baumstamm festzubinden und so lange zu foltern, bis sie zugibt, eine Heze werden zu wollen. Sollte das Kind aber absolut nicht nachgeben, so muß Igolida stumm werden, weil sie schon zuviel gehört und gesehen hat und in den Fieberträumen soviel ausgeschwätzt, daß die Heze Angst hat. Igolida wird von den weißen Gerichtsherren ausgefragt werden, zumal, wie die Heze selber hört und sieht, daß alle allgemein glauben, sie selber habe Franziska getötet, oder habe andere gedungen, Franziska zu ermorden. Man sucht jetzt nach dem Kopf und den Händen der Ermordeten.“

„u' Nkulunkulu wami!“ (Mein Gott!) rief Risimus aus, „sage mir nur, wo sollen wir hin, Ma?“ (Mutter?)

„Mfangana (Büblein), zittere nicht, es wird alles recht werden und gut gehen, sonst hätte mir nicht der Große, Große (Gott) im Traume gezeigt und mich an eine tief ver-

borgene Höhle erinnert, von der mir einst mein Großvater erzählte, wo er sich mit seiner ganzen Familie vor dem schrecklichen Schaka, dem berühmten Könige der Zulu, und seinen alles mordenden Soldaten versteckte und sich lange, lange verborgen hielt."

Aufmerksam lauschte der Knabe. „Ma, ist diese Höhle nicht dort nahe am rauschenden Fluß in einer schroffen Felsenspalte, an welche das Wasser anschlägt und wo so dichtes dorniges Gestrüpp davor wächst?"

Du weißt, wir Hirtenbuben wissen alles auszustöbern, eines Tages fanden wir diese Höhle, ich wollte hineinkriechen, aber alle hielten mich zurück, sie sagten, da wohne ein böser Geist. Ma, diese Höhle ist ja gar nicht so weit von hier — ich glaube aber nicht, daß ein kleines Mädchen wie Igolida den Mut haben wird, dahinein in das enge, finstere Loch zu kriechen.“ Er sprach schnell in einem Atem vor Aufregung. „Knabe, sei ein Mann! Ja, es ist diese Höhle und Großvater und auch mein Vater sagte, wenn man mal drinnen war, dann wurde es innen immer besser und stellenweise von der schroffen offenen Felspalte drang Licht ein und niemand kann je den Gipfel des Felsens erklimmen; die Höhle blieb sogar den schlauen Spürhunden, Schakas Soldaten, verborgen.“ Erregt war der Knabe aufgesprungen und sagte: „Ma, Ma, es gilt, ich gehe sofort und untersuche erst mal das Schlupfloch. Denn siehe, Mutter, wie viele Jahre sind seit Schakas Zeiten verflossen, wir haben es in der Schule am Berge gelernt, aber ich habe die Zahl der Jahre wieder vergessen, Igolida weiß es sicher noch. Wer weiß, ob nicht ein Teil der Steine eingestürzt, ob die Wege hinein noch offen sind und dann, Ma, von was werden wir leben? — O, mein armes, banges Schwesterchen, wird es mir nicht vor Schreck in ewiger Finsternis sterben?“ — „Knabe, sei ein Mann,“ sagte strenge Nomusa, „glaubst du denn nicht an die Macht des Großen, Großen u Nkulunkulu? Hat er mich ohne Grund an diese Höhle, an die ich Jahrzehnte nicht mehr dachte, erinnert. Nun bist du auch ein „Kleingläubiger“ wie der große Mfundisi (Lehrer) Jesus zu Petrus gesagt, wie mir Igolida aus der Bibel vorgelesen hat.“

Beschämt blickte der Knabe zu Boden. „Groß bist du, o Mutter, in deinem Gottvertrauen, deine Worte sind voll des heiligen Geistes, hast du denn schon die Lehren und Predigten des guten Paters Tankmar gehört?“ fragte erstaunt der Knabe. „Mein Sohn, hast du niemals deine Mutter erkannt, die Frau, welche ganz in schwarze Tücher eingehüllt oft am hintersten Platz im verborgensten Winkel, mit verhülltem Angesicht, so wie es einem verfluchten Weibe ohne Kinderseggen gebührt, gesehen?! — Ich habe die Predigten

des heiligen Mannes, so groß und schlank und hager wie Johannes der Täufer in der Wüste, oft gehört, wohl erwogen und in meiner Seele aufbewahrt." — „O, Ma, Ma, du warst diese Frau, vor der sich die andern gefürchtet haben und die immer so schnell in Maria Leuchtturm verschwunden ist!“

„Ja, ich war es, Sohn meines Herzens, doch lassen wir das jetzt. Richte dich für deine Aufgabe, deine Mission, das Wort heißt „Sendung“, sagte mir Igolida, die weiße Blume, deine Mission also ist, — jetzt den Mut eines Mannes zu entfalten, dich und dein Schwesterlein zu retten, deiner Mutter den Schmerz zu ersparen, daß sie die geliebten Kinder des großen Elefanten im Blute schwimmen sieht. Todsünden, neue Gottesbeleidigung der Hexe zu verhindern — das Herz deines großen Vaters, meines geliebten Gatten, auf den Weg zum Glauben zu führen. Mein Sohn, das ist deine Aufgabe und eine größere, viel höhere und heiligere steht dir noch bevor, an Mut, Klugheit und Kraft wird es dir nicht fehlen mit dem Segen des u Nkulunkulu; ich weiß, du wirst deine Sendung erfüllen, kämpfen mit Teufel und Hexen wie der kleine David mit dem Riesen Goliath, wie du mir selber so begeistert erzählt hast. Nun höre noch, was deine Mutter, obwohl schwach, kränklich und ungelehrt, getan hat.

Dreimal schon, hat Nomusa, deine Mutter, angetrieben vom Geiste des Großen Großen, diese Höhle ausgeforscht, sich durchgezwingt, mit Lebensgefahr gekämpft und bereits das Nötigste hingeschleppt, getragen, damit meine Herzenskinder Speise und Trank, Decken und Holz, alles haben, um nicht Hungers sterben zu müssen.

(Fortsetzung folgt.)

z

Aus Kirche und Welt

Bischof von Alexandrien.

Als der hl. Athanasius vor den ihn verfolgenden kaiserlichen Soldaten in einem Schiffe auf dem Nil entflohen, kamen die Soldaten in einem zweiten Schiffe ihm nach. Da ließ Athanasius umkehren und fuhr den Soldaten entgegen. Die Soldaten, die Athanasius persönlich nicht kannten, hielten das Schiff an und fragten: „Ist Athanasius da?“ — Der Bischof entgegnete: „Der ist nicht weit. Wenn ihr schnell macht, könnt ihr ihn haben.“ In größter Eile fuhren nun die Verfolger davon.

Spanien.

Ein gutes Zeichen vom neuen Erwachen des katholischen Spanien ist der erfreuliche Aufschwung der „katholischen Jugend“, die bereits 900 Ortsgruppen besitzt. In Kürze sollen über 100 weitere Ortsgruppen ins Leben treten. In letzter Zeit wurden 600 Generalkommunionen abgehalten, ferner 60 geschlossene und 80 offene Exerzitienkurse. 50 Prozent der Gruppen pflegen die Monatskommunion, 30 Prozent die wöchentliche Kommunion und die meisten Gruppen haben eine eigene Abteilung für die tägliche heilige Kommunion.



Weihnachten!

Weihnachtshimmel! Tausend Sterne
funkeln ob der stillen Welt:
„Ehre sei Gott in der Höhe!“ geüßt
es vom Himmelszelt.

Weihnachtsglocken! Tausend Klänge
jubeln durch die heil'ge Nacht:
„Ave, Jungfrau, die den Heiland
heute hat zur Welt gebracht!“

Weihnachtsfriede! Tausend Hände
falten sich in Lust und Leid:
„Reicher Gott, gib allen – allen
deines Friedens Süßigkeit!“

Weihnachtswonne! Tausend Herzen
hämmern heut' in frohem Schlag,
Und tausend Zungen, lieber Heiland,
preisen dich am Weihnachtstag!

K



F ü r d i e K i n d e r

Das Christkindlein kommt bald

Wom Christkindchen hören und lesen gewiß alle lieben und braven Kinder gerne und darum paßt mein Geschichtchen auch in die Kinder-Ecke der Caritasblüten. — Blühende Christrosen sollen ja eure Herzen zur seligen Weihnachtszeit sein! Das liebe Christkind muß es am allerersten sehen, daß es in euren Herzen heilig und geheimnisvoll blüht. Ihr wisset schon, was das Jesulein von euch will: Keine Herzchen, Vater und Mutter sollen es sehen, daß ihr zu Weihnachten anders geworden seid, gehorsame, fleißige, brave Kinder, Kinder, die sich von den Engeln nur dadurch unterscheiden, daß sie keine Flügel haben. Die Armen sollen es sehen, weil ihr Mitleid mit ihnen habet und ihnen helfet und Freude bereitet. Dazu soll euch meine kleine Erzählung anspornen.

In einer Herberge steht ein Kind am Fenster, es hat blonde Locken und ein paar Augen, so blau wie der See. Aus ihnen leuchtet die Kindesseele wie Schnee so licht und rein; das ist die kleine Bronnele. Auf Drängen der Leute hat die reiche Wirtin das Kind aufgenommen. Seine Mutter ist tot und der Vater im Krieg; aber sie mag das arme Kind nicht. Zwei Briefe hat das Kind in der Hand; der eine ist vom Vater im Feld, und in ihm steht geschrieben, daß er heute, am Weihnachtsabend, kommt. Der andere ist vom Bronnele selbst. Der Postbote hat ihn heute früh dem Kinde zurückgegeben, schräg über der Adresse steht mit blauem Bleistift geschrieben: „zurück — gefallen!“

Das Bronnele war allein in der Wirtsstube; es schaut die verschneite Landstraße hinab, an welcher der Bahnhof steht. Draußen wirbelt der Schnee in dichten Flocken und man konnte nicht weit sehen. Ein paar Raben flogen krächzend die Straße entlang. Das Kind schaut ihnen nach, bis sie im dichten Schneeschleier, der die Gegend verhüllte, verschwunden waren.

Von der Dorfskirche schlägt es 3 Uhr. Nun muß der Vater

kommen, denkt das Bronene. Um 2 Uhr kam drüben der Zug an und eine Stunde ist es herüber von der Bahnstation bis zu uns. Das Kind strengt seine Augen an, um das Gewirr der Schneeflocken zu durchdringen. Drei Leute kamen die Landstraße herauf. Der letzte war ein Soldat. „Hurra, der Vater!“ Bronene riß das Kopftuch vom Nagel und rannte hinaus dem Soldaten entgegen. Aber sonderbar, der Mann winkt nicht. Er hat keinen Bart wie der Vater, seine Augen blicken anders, er lächelt nicht und ruft auch nicht: „Lieb's Bronene!“ Das Mädchen bleibt zaghaft am Wege stehen. Das ist der Vater nicht. Dem Kinde möchte das Herz stehen bleiben. „Wo ist der Vater?“ fragt das Bronene mit Tränen in den Augen den Soldaten, der jetzt vor ihm steht. Diesem würgt es in der Kehle, wie er in die feuchtschimmernden Augen des Mädchens sieht. Er soll ihm die letzten Grüße bringen vom Vater, den er selbst neben sich den Heldentod sterben sah — und findet keine Worte. Nur streicheln kann er die glühheißen Wangen und den blonden Kopf, um den sich lichte Locken ringeln. „Bronene, deinem Vater ist es wohl.“ sagt er endlich mit zitternder Stimme. „Aber warum geht er nicht her zu mir?“ — „Armes Kind“, denkt der Feldgraue, „wie bring ich dir's nur bei?“ Ein paar Tränen glänzen in seinen Augen, und seine Stimme bebte noch mehr, als er von neuem beginnt. „Bronene!“ Das Kind schaut ihn wieder mit seinen unschuldigen Augen an. „Bronene, dein Vater ist im Himmel!“ Das Wort macht auf das Kind erst nur einen flüchtigen Eindruck. Die Wirtin hatte es dem Bronene seit heute früh schon ein paarmal gesagt. Das Kind glaubte nur dem Brief, den ihm der Vater geschrieben hat, worin drin steht, daß er heute am Weihnachtsabend zu ihr kommt. „Jawohl, das hat er gesagt, das hat er dir noch geschrieben, aber nachher ist er gefallen, ich hab ihn selbst begraben“, entgegnet der Soldat. Zu Tode erschrocken steht das Kind da. Nun ist es gewiß. Plötzlich wird es still in seiner Seele wie auf dem Kirchhof und eine weite, gähnende Leere tut sich auf, wie das Grab, in das man den Vater gesenkt hat. Keine Träne zittert in den Kinderaugen. „Mein Vater ist tot — und meine Mutter auch!“ lispelt das Mädchen. Dem Soldaten treibt es das Wasser in die Augen. „Bronene“, sagt er, „dein Vater und deine Mutter leben im Himmel!“ Er legte seine Hand kosend auf den blonden Scheitel, aber Bronene wollte keine andere Hand, als die des Vaters auf sich ruhen fühlen, sie schüttelte sie ab und lief wie in wahnsinnigem Schmerz davon. Zum Friedhof lenkte es seine Schritte, jammern die Hände ringend und rufend: Christkinderl, warum hast du mir das getan, ganz verlassen bin ich, ganz verlassen! Am Wegkreuze, das zum Friedhof führte, warf sich das Kind auf das Kniebänkchen und weinte bitterlich. „Mutter, Mutter,“

fleht Bronene, „hol mich heim! Christkinderl, ich habe ja keine Heimat mehr, hol mich heim zu Vater und Mutter. Niemand mag mich hier auf dieser Welt!“

Aus allen Poren dringt ihm der Schweiß; das Kopftuch hat es im Laufen verloren. Der Himmel hatte sich geklärt und die Sternlein funkelten so wunderbar und klar und heute war Weihnachtsabend. Bronene blickte zum Himmel empor, mit gefalteten Händen. „Christkind, hast du kein Erbarmen mit mir? Wo soll ich hin, die Wirtin mag mich nicht und jetzt, wo der Vater auch nicht mehr kommt, wird sie mich gewiß auf die Straße setzen.“ Bronenes Herz krampfte sich vor Schmerz. Wieder nahm sie zum Kreuze am Wege ihre Zuflucht, küßte die Füße des Gekreuzigten und benezte sie mit ihren gefrorenen Tränen. Kalt piff der Wind, ermattet sank sie auf dem Kniebänklein nieder. Hier will Bronene schlafen. Das arme Kind hüllte die blauen Hände in die Schürze und kehrte den Rücken gegen den Wind. Jetzt wurde das Weinen leiser und leiser und flüsternd „Christkindlein, komm bald, hilf mir“, schlief Bronene müde und hungrig ein. Noch hörte sie wie im Traum die Weihnachtsglocken läuten.

Aber vor ihm stand ein Mann mit rollenden Augen und er leuchtete dem Kinde mit einer Laterne ins Gesicht. Das war ein Förster, ein sehr unglücklicher Mann. Er öffnete den Mund wie zum Schelten und Fluchen. Als er jedoch die runden, schon zu Eis gefrorenen Tränen auf Bronenes Wangen sah, regte es sich wie eine Art Ehrfurcht in ihm. Ein freundlicher, milder Blick huschte einen Augenblick über das verbitterte Gesicht. Dann warf er ärgerlich den Kopf zurück. Nach einem scheuen Seitenblick auf das Kreuz, suchte er das Kind aus den Schlaf zu rütteln. Es kam aber nicht zu sich. Er beugte sich nieder und schaute dem Mädchen ins Gesicht. Wenn's schon erfroren wäre? Wenn die geschlossenen Augen sich nicht mehr öffneten? Das Erbarmen steigt auf einmal heiß in seiner Seele auf. Er fühlt, daß er übergücklich wäre, wenn das Kind ihn nur einmal anlächelte. Er berührte Bronenes Hände. Sie sind eisig kalt, fast starr. Da kniet er nieder, reibt sie mit Schnee, ebenso die Füße und das Gesicht. Das Herz wird ihm selber warm beim Reiben. Und, o Wunder! das fliehende Leben kehrt zurück. Nach einer Weile schlägt Bronene müde die Augen auf. „Welch' herrliche blaue Augen!“ denkt der Förster. Aber sie fallen dem Kinde gleich wieder zu. Unterdessen reibt er weiter, bis er merkt, daß des Kindes Augen, wenn auch müde, doch klar auf ihn gerichtet sind. „Was machst du hier?“ fragt jetzt der Förster. „Beten“, sagte die Kleine unbefangen, während Tränen und Angst in der Stimme zittern. „Beten!“ In verächtlichem Tone wiederholte er die Worte. Gebetet hatte er schon lange nicht mehr. Er haßte das Gebet und alles, was daran

erinnerte. Sein flackerndes Auge streifte befangen über die Leidensgestalt am Kreuze, die mit barmherzigen Blicken niederschaut und über — das kleine Bronese. Seine Gedanken kehren zurück in die eigene goldene Kindheit. So war er auch einmal gewesen, ein unschuldiges Kind, mit einem Herzen voll Liebe und Freude. Damals hätte er auch weinen können wie die Kleine da. Und jetzt. — Alles dahin, Kindheit, Glück und Freude und — süße Tränen. Wieder steigt Bitterkeit in seiner Seele auf. Aber unwillkürlich fällt sein Blick wieder auf Bronese, an deren Augenwimpern schon wieder große Tränen wie flüssige Edelsteine hängen. O, wenn er das Kindlein sein eigen nennen, wenn er es heimnehmen dürfte! O, es wäre ihm wie ein liebes Christgeschenk! Fast verwirrt fragte er das Mädchen: „Warum weinst denn?“ — „Weil mich niemand mag“, schluchzte das arme Bronese heraus. Bei diesen Worten wird es dem Förster so wehe. „Weil mich niemand mag“, das war die große Klage seines Lebens gewesen. Auch er wurde hinausgestoßen zu den harten und kalten Menschen. Niemand mochte ihn. Und weil die Menschen ihn nicht liebten, wurde er hart, steinhart mit ihnen — und dann auch mit Gott. Und wieder schaut er auf das Kind, das zu ihm heraufblickt so demütig und so groß, daß er sich klein vorkommt. Währenddessen kehrt sein Geist ganz heim in das Land der Kindheit. Dort sieht er den Heiland mitten unter Kindern stehen. Sieht, wie er ihnen die Hände auflegt und sie segnet. Er hört gleichsam die gütigen Worte: „Lasset die Kleinen zu mir kommen.“ Jetzt siegt die Liebe in seinem Herzen. „Hast du keine Eltern mehr?“ fragt er, indem er sie auf seinen Arm nimmt. Da nickt Bronese traurig und schmiegt sich an seine breite Brust. „Komm mit mir, sollst mein Kind sein, Bronese, das Christkind hat dich mir gebracht, komm, indessen ist das Christkind für dich ins einsame Försterhaus eingekehrt — du wirst mir Glück bringen, Liebe und Freude in meinem bisher so düsternen Leben! Bronese, lehre mich wieder beten, laß mich dein Vater sein!“ Dem Förster wird so wohl zumute wie noch nie im Leben. Das Kindlein ist sein — er will es nimmer verlassen. Die Weihnachtssterne funkeln so hell, und von ferne tönen die Weihnachtsglocken. Da schaut der Förster gerührt zu den Sternen empor. Er drückt das Kind fest an sein Herz. Glückselig ist er mit Bronese heimgekommen.

Sie hat einen treuen Vater gefunden und der Förster durch des Kindes Tränen den lieben Gott im Himmel. Gelt, Kinder, das war eine schöne Geschichte. Wenn so ein harter Mann so gut sein konnte, wie werdet ihr erst gut sein in der heiligen Weihnachtszeit mit den Armen? Also freut euch, das Christkind kommt bald!

Ein christliches Ehepaar hatte zwei Kinder: Maria und Berta. Beide waren noch zu jung, um die Schule zu besuchen, doch wußten sie schon manches vom lieben himmlischen Vater und dem lieben Jesukinde. Eines Tages hörte Maria, daß die Mutter gerne einen kleinen umfana (Knaben) hätte. Als braves Kind betete sie nun oft zum lieben Gott, er möge doch der Mutter die Freude machen und ihr einen Knaben schicken.

Eines Sonntags nimmt die Mutter die Älteste mit zur Kirche. Sie geht nach vorne, dort auf einem Seitenaltar steht eine schöne Muttergottes-Statue mit einem ziemlich großen Jesukinde. „Ma, Ma,“ (Mutter, Mutter) ruft klein Mariechen, „da, da ist er, der kleine umfana (Knabe), komm, komm; wir nehmen ihn mit. Berta und ich wollen recht lieb mit ihm sein, und, wenn er größer ist, kann er unsere Ziegen hüten.“

„Mtata, Ma,“ (nimm, Mutter) „mtata,“ drängte die Kleine aufs neue und versuchte, am Altar hinaufzuklettern. Die Mutter hielt das Kind sanft zurück und suchte ihm begreiflich zu machen, daß dies Kind nicht lebendig sei. Doch Mariechen konnte das noch nicht fassen. Weiterlich sagte sie schließlich: „Ich habe den lieben Gott um einen umfana für dich gebeten, da schickt er uns einen und du nimmst ihn nicht. Ich kann ihn doch noch nicht tragen.“ Ein schmerzliches Schluchzen folgte diesen Worten.

Erwachsenen Heiden ergeht es wie diesem Kinde, auch sie halten anfangs die Statuen für lebende Wesen. Den Neuchristen gelingt es am besten, sie vom Gegenteil zu überzeugen. Missionschwester vom kostbaren Blut.

K

Lustige Lese**Sparfam.**

Junge Frau (an ihre Mutter schreibend): „Hier schicke ich dir das Bild unserer Zwillinge. Wir haben nur den einen photographieren lassen, der andere sieht genau so aus.“

Zweierlei.

Sie: „Da lese ich in der Zeitung eben, daß das frühe Ergrauen der Männer von den Hüten kommt.“

Er: „Ja, von den Hüten ihrer Frauen!“

Frech.

Richter: „Sie haben den Diebstahl mit einer riesigen Frechheit ausgeführt.“ — Angeklagter: „Ja wissen Sie, mit Bescheidenheit richtet man bei meinem Geschäft nicht viel aus!“

Auflösung der Scherzfragen aus vor. Nummer

1. Der Reisende kehrt ein, und das Stubenmädchen kehrt aus.
2. Neujahr. 3. Weil er oft Grillen fängt.

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Grafenald 21 Mk., Anna; Neife 21 Mk., Eduard; Schweich 21 Mk., N. N., Elgermühle 21 Mk.; N. N., Neidingen, gesammelt von der Gemeinde, 180 Frs., Antonius; St. Bith in besonderem Anliegen 180 Frs., Maria; Neidingen 180 Frs., Maria Margareta.

Für die Mission: Trier 25 Mk.; Klein Strehlig 2 Mk.; St. Bith 50 Frs.; St. Bith, zu Ehren des hl. Joseph um gute Prüfung und Berufswahl 40 Frs.

Für Missionszwecke: Merten 13,50 Mk.; Wormeln 5 Mk.

Almosen: Neidingen, zu Ehren des hl. Antonius zum Dank für Erhörung in einem Anliegen und zum Troste der armen Seelen, 100 Frs.; Neidingen, in einem besonderen Anliegen, 9 Frs.; Ködelmaier 1,50 Mk.; Lohrsdorf 7,50 Mk.; Köln 1 Mk.

Für die Missionschule: Theilheim 1 Mk.; Fehrenbracht 10 Mk.; Recklinghausen 2 Mk.; Elkenroth 10 Mk.; Paderborn 10 Mk.; Neidingen, zu Ehren der hl. Familie, 200 Frs.; Trier-Kürenz 2 Mk.; Beuel 5 Mk.; Aachen 20 Mk.

Herzliches Vergelt's Gott allen unsern lieben Wohltätern und Abonnenten! Allen, auch jenen, die den Jahresbeitrag für die Caritasblüten aus irgendeinem Grunde noch nicht einschicken konnten, wünschen wir von ganzem Herzen ein recht **gnadenreiches, frohes Weihnachtsfest!** Betend legen wir unsere Weihnachtswünsche, die Dankbarkeit uns für unsere lieben Missionsfreunde und Gönner einflößen, in die Hände Marias, der unbefleckten Empfängnis, der Vermittlerin der Gnaden, denn wo sie das Kripplein im Herzen bereitet, da kehrt der Heiland voll Freude mit seinem Segen ein.

Du Wunderwelt! Maria ohne Makel,
Des Heilandsgotts lebend'ger Tabernakel.
Im heiligen Schauer bin ich dir begegnet.
Wie ist in dir die Mutter hoch gesegnet.
Wie wird in dir der Schöpfung Größe kund;
Der Menschenliebe gottgeschloss'ner Bund.
Aus deinem Glanz umleuchtet und umblaut,
Wie strahlen auf die Jungfrau und die Braut;
Wie fernes Klingen hör ich leise Glocken
Durch's tiefste Sehnen zieht ein süßes Locken:
Madonnenlied, Schwestern, singt so fein;
Wollt ihr nicht wieder wie Marienkinder sein?
Erklängen Harfen, wieder zu beginnen
Den Jugendgralsgesang vom weißen Minnen.
O, wär in Mann und Jüngling wieder aufgeblüht
Die Treu, die in der Frau Marien sieht. Mk. Sep.

Meine lieben Gönner und Abonnenten! Viel Dank sind wir Ihnen schuldig, drum wage ich es nur wie ein kleines, schüchternes Kind, Ihnen noch einen Weihnachtswunsch zu äußern, vielleicht kann er doch von manchen erfüllt werden, wenn er Ihnen bekannt ist. — Wäre es Ihnen nicht möglich, uns auf den Weihnachtstisch die Adresse des einen oder anderen Abonnenten, die Sie im Verwandten und Bekanntenkreis für die Caritasblüten gewonnen haben, zu legen? O, wie würden wir uns freuen und den lieben Gott um Vergeltung bitten.

Wer drei Abonnenten meldet, bekommt ein Büchlein vom kostbaren Blut.

Wer fünf neue gewinnt, erhält einen schönen Rosenkranz, weiß oder schwarz, nach Belieben.

Wer zehn neue Abonnenten findet, bekommt ein Heftchen für sich gratis und ein schönes Agnus Dei.

Es wäre dies auch zugleich ein schönes Weihnachtsgeschenk im Jubeljahre unserer Erlösung für den lieben Heiland selbst, weil Sie auf diese Weise mithelfen, daß sein kostbares Blut immer mehr in der Mission an den armen Heiden fruchtbar gemacht werden kann.

Gebetserhörungen

Durch die Fürbitte des heiligen Bruders Konrad und des verstorbenen Kaisers Karl fanden wir Erhörung in einem schweren Anliegen.

Durch die Fürbitte des hl. Joseph, des hl. Benedikt, des heiligen Bruders Konrad und des Kaisers Karl wurde uns auffallende, schnelle Hilfe zuteil.

Dank der kleinen hl. Theresia für Hilfe in schwerer Krankheit. Veröffentlichung war versprochen. Sch. S.

Dem lieben Gott recht innigen Dank, der uns um des kostbaren Blutes willen und auf die Fürbitte der lieben schmerzhaften Mutter, des hl. Joseph, des hl. Antonius und des ehrw. P. Arnold Jansen, Erhörung in einem besonderen Anliegen gewährt hat. Wir senden zum Dank 21 Mark für ein Heidenkind. S. E.

Der kleinen hl. Theresia und den armen Seelen heißen Dank für wunderbare Rettung vom sicheren Tod und für Wiederherstellung der Gesundheit.

Herzlichen Dank der lieben Mutter Gottes, dem hl. Joseph und der lieben Mutter Anna in einem besonderen Anliegen.

Dem hl. Bruder Konrad und dem hl. Antonius von Padua Dank für Hilfe in einem schweren Anliegen. Veröffentlichung in den Caritasblüten war versprochen. U. K., Offenbach a. M.

Der hl. Theresia vom Kinde Jesu und dem hl. Judas Thaddäus Dank für Erhörung in einem Anliegen. Veröffentlichung versprochen. G. S.

Das Totenglocklein

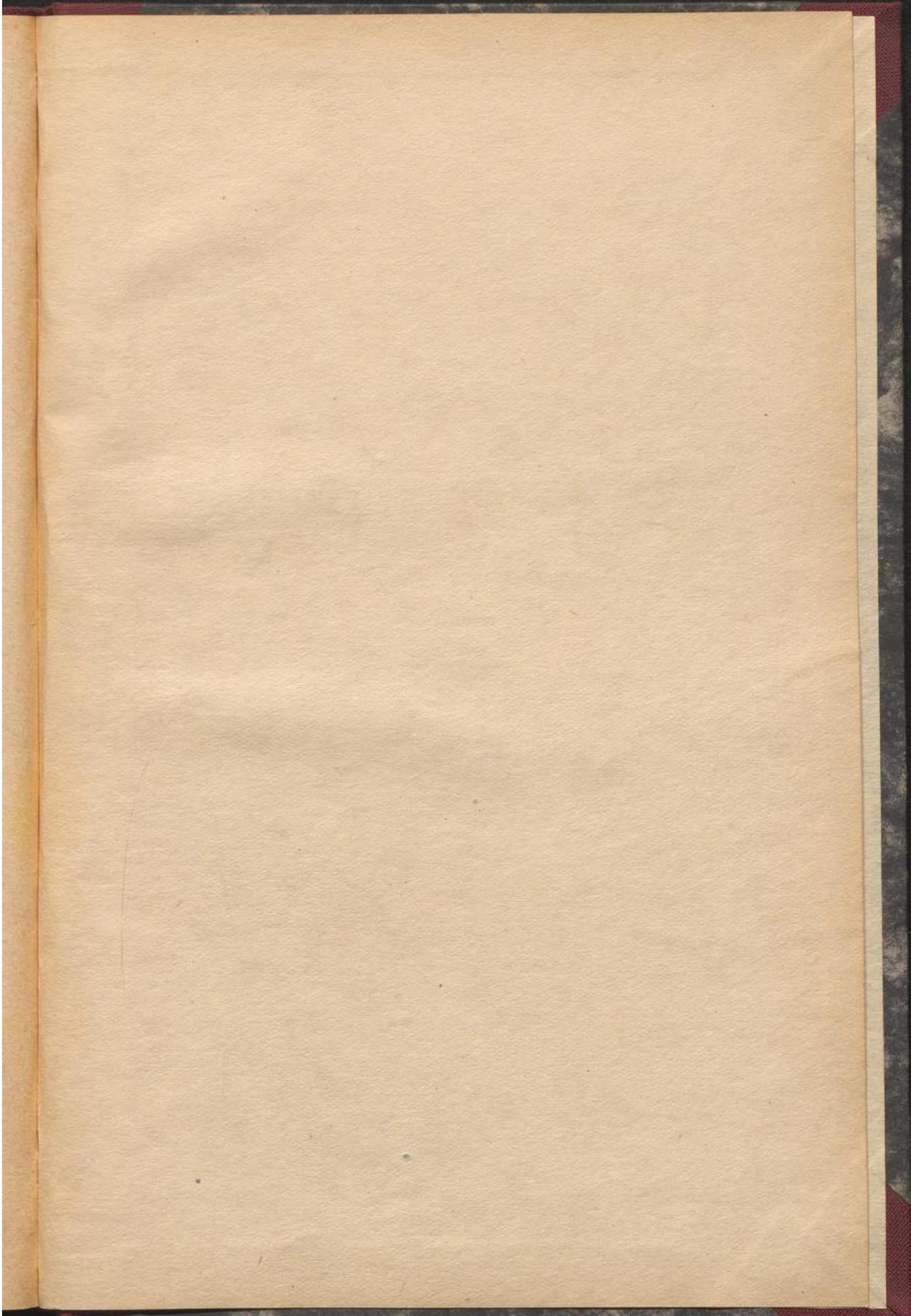
meldet heute den Heimgang des lieben guten Vaters einer treuen Förderin der Caritasblüten, des wohlachtbaren Herrn Zentis aus Hehrath, ins himmlische Vaterhaus. Wir bitten alle lieben Abonnenten um ein liebevolles Gedenken beim Gebet für den teuren Verstorbenen.

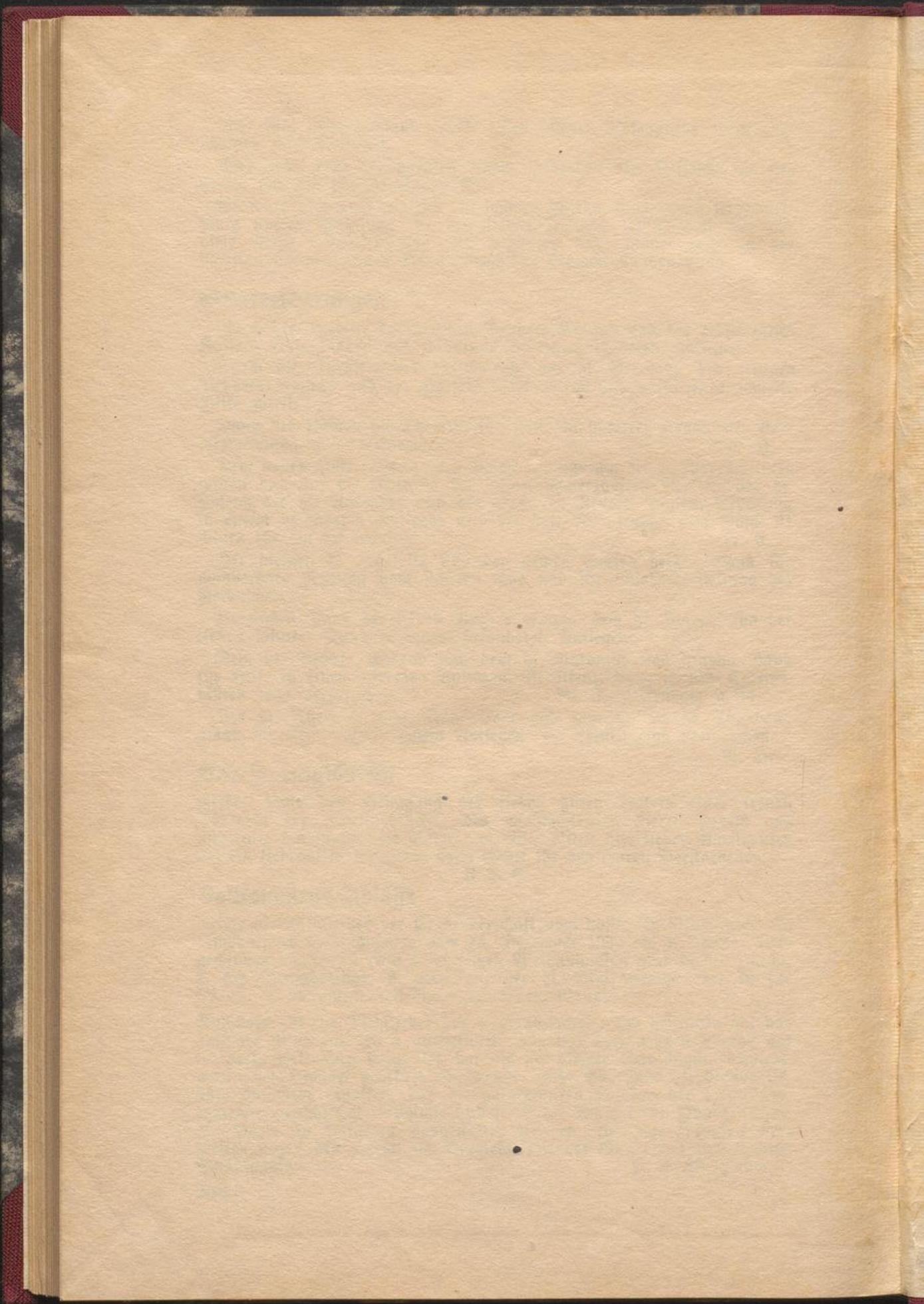
R. I. P.

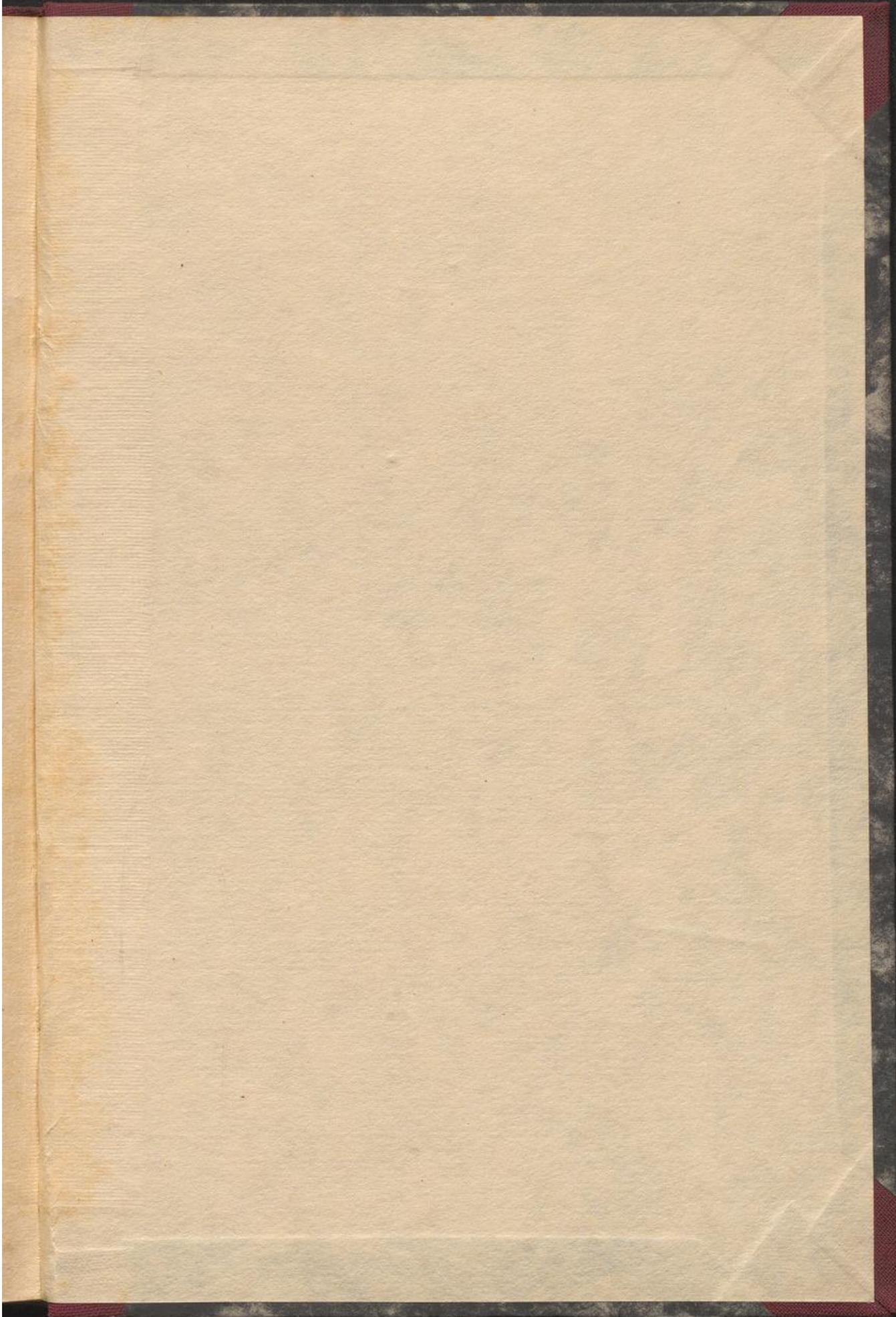
Vollkommene Ablässe

welche die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blut unter den gewöhnlichen Bedingungen, vom 15. Dezember 1934 bis 1. Januar 1935 gewinnen können: 1. Am hochheiligen Weihnachtsfest oder in der Oktav; 2. am Neujahrstage; 3. am Feste der hl. Drei Könige oder in der Oktav; 4. an einem beliebigen Tage des Monats.

Goldkorn für die Mitglieder der Erzbruderschaft: Im geheimen hat das kostbare Blut ein Werk ausgeführt, das mit dem großen Werke auf Calvaria wetteifern kann. Es hat die unbefleckte Empfängnis bewirkt, worin der Himmel geöffnet wurde und solche Abgründe der Gnade sich über die Erde ergossen, daß die aufgehäuften Gnaden der vier Jahrtausende menschlicher Geschichte und selbst die Welten von Gnade, womit die Engel so freigebig ausgestattet wurden, sich wie Tropfen verhielten gegen den Ozean im Vergleich mit der Gnade der unbefleckten Empfängnis. P. F. W. Faber.







Carita
19

tasblüten
1934